

HEYNE <

JAN-PHILIPP
SENDKER

*gemeinsam mit Lorie Karnath
und Jonathan Sendker*

DAS GEHEIMNIS
DES ALTEN
MÖNCHES

Märchen und Fabeln
aus Burma

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44 b UrhG ausdrücklich vor. Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

2. Auflage

Deutsche Taschenbuckerstausgabe 07/2019

Copyright © 2017 by Karl Blessing Verlag und © 2019 dieser Ausgabe

by Wilhelm Heyne Verlag, München,

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: Geviert Grafik & Typografie, München

Satz: Leingärtner, Nabburg

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-453-42291-9

www.heyne.de

Für unsere Eltern

VORWORT



Als die amerikanische Autorin Lorie Karnath an mich herantrat und fragte, ob wir nicht gemeinsam ein Buch über burmesische Märchen, Fabeln und Parabeln schreiben sollten, war ich sofort interessiert.

Ich hatte die ehemalige britische Kolonie seit 1995 mehrere Dutzend Male bereist, zunächst als Journalist, aber schon bald als Schriftsteller, und bei den Recherchen für meine Romane *Das Herzenhören* und *Herzenstimmen* waren mir immer wieder Geschichten aus dem Reich der Märchen und Legenden zugetragen worden. Sie weckten meine Neugierde, weil es oft bewegende Erzählungen waren, die von dem mythologischen Reichtum der verschiedenen Völker Burmas berichteten, von der Spiritualität der Menschen und davon, wie tief das buddhistische Denken die Gesellschaft über Jahrtausende geprägt hat. Mönche und das Klosterleben spielen in vielen dieser Geschichten eine wichtige Rolle, ebenso der fest verwurzelte Glaube an die Wiedergeburt. Immer wieder wunderte ich mich, wie oft darin Menschen starben und dann in einer neuen Reinkarnation zurückkehrten, um Gutes zu tun oder Unheil anzurichten.

Andere Erzählungen waren so fremd, so skurril und kamen

ohne eine sich mir erschließende Moral aus, sodass ich sie gar nicht einordnen konnte. Wieder andere erinnerten mich an die Märchen meiner Kindheit, nur dass hier Affen, Tiger, Elefanten und Krokodile die Fantasiewelt bevölkern anstelle von Igel, Eseln oder Gänsen. Die Lehren, die sie vermitteln wollen, ähneln denen der Gebrüder Grimm oder Hans Christian Andersens, und ich verstand, wie sehr sich alle Kulturen der Welt in ihren Mythen aus dem universellen Fundus menschlicher Weisheit bedienen.

Lorie Karnath ist mit dem Land und seinen Menschen nicht weniger vertraut als ich. Sie ist in den frühen Neunzigerjahren zum ersten Mal dort gewesen, einer Zeit, in der die Militärregierung jeden Fremden misstrauisch beäugte, das Reisen viel beschwerlicher war als heute und sie sich oft noch auf Ochsenkarren oder Pferdekutschen fortbewegen musste. Seither hat sie Burma, seine Geschichte und Kultur, auf vielen Fahrten in die verschiedenen Provinzen ausgiebig erkundet und sich dabei intensiv mit den Legenden und Sagen des Landes beschäftigt. Lorie hat bereits mehrere Essays und ein Buch über Burma veröffentlicht.

Mein Sohn Jonathan hielt sich in der Zeit, als die Idee zu diesem Buch entstand, in Nyaung Shwe auf, einer kleinen Stadt am Ufer des Inle-See in den Shan-Staaten, wo er gemeinsam mit einem Freund als Freiwilliger in zwei Waisenhäusern Englisch unterrichtete. Er hatte sogleich Lust mitzuarbeiten, und zusammen mit Janek Mattheus begab er sich auf die Suche nach weiteren Geschichten. In den fünf Monaten, die sie in Burma verbrachten, hörten sie sich bei den Nachbarn um, besuchten Schulen, Klöster und Restaurants und kehrten mit prall gefüllten Notizbüchern zurück.

Bei weiteren Recherchen haben wir in den Buchläden Yans nach alten, vergriffenen Märchenbänden gesucht und in zerfledderten Schulbüchern Fabeln und Märchen entdeckt.

So ist dieses Buch das Ergebnis einer Teamarbeit. Jeder von uns hat Geschichten gesammelt und dann die schönsten von ihnen aufgeschrieben, ich habe sie editiert und das Buch mit einer Einleitung und einem Nachwort versehen. Dabei habe ich mich bemüht, meinen beiden Koautoren ihre eigene Erzählstimme zu lassen, sodass sich die Texte in Stil, Tempo und Länge unterscheiden.

Nicht selten haben wir verschiedene Varianten derselben Geschichte gehört und uns dann für eine entschieden oder sie zu einer Version zusammengefügt. Häufiger bekamen wir ein Märchen ohne Titel erzählt und konnten trotz mehrfachen Nachfragens nicht herausfinden, wie es heißt. Für diese Geschichten haben wir uns Titel ausgedacht.

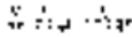
Unser Vorhaben, die Märchen und Fabeln in Kapitel wie »Liebe«, »Neid« oder »Glaube« zu gliedern, haben wir schnell aufgegeben. Dafür sind sie zu vielschichtig, zu unterschiedlich; es wäre eine artifizielle Ordnung gewesen, die den Geschichten unrecht getan hätte.

Manche von ihnen werden Sie zum Schmunzeln bringen, andere werden Ihnen zu Herzen gehen, Sie irritieren oder nachdenklich stimmen.

In jedem Fall sind die folgenden Seiten eine Reise in eine andere, zuweilen fremd anmutende und dann auch wieder vertraute Welt. Als Autoren haben wir dabei gelernt, dass uns Menschen bei allen kulturellen und historischen Unterschieden, bei aller Exotik und Fremdheit, doch viel mehr verbindet als trennt.

Jan-Philipp Sendker, im April 2017

MEIN BURMA



Jan-Philipp Sendker



Als ich das erste Mal vom Zauber Burmas hörte, von seiner Schönheit, seinen freundlichen Menschen, ihrer Spiritualität und ihrem Aberglauben, saß ich umgeben von Trümmern an einer Straßenecke in Kobe. Ein verheerendes Erdbeben hatte die Metropole verwüstet, ich war, zusammen mit dem amerikanischen Fotografen Greg Davis, als Asienkorrespondent des *stern* in Japan unterwegs, um über die Naturkatastrophe zu berichten. Es brannten noch zahllose Feuer in der Stadt, Rauchsäulen stiegen aus den Trümmern empor, Menschen irrten durch die Straßen auf der Suche nach vermissten Familienangehörigen. Wir waren beide völlig erschöpft und gezeichnet von den Erlebnissen der vergangenen Tage. Ich brauchte dringend eine Pause.

Greg war kurz zuvor in Burma gewesen. Vielleicht sehnten wir uns inmitten all der Zerstörung, inmitten von Leid und Tod, nach etwas Trost. Vielleicht wollte er uns in diesem Moment einfach ein wenig ablenken mit einer Geschichte über andere Leben. Jedenfalls begann Greg unvermittelt von Burma zu erzählen. Ein Land, wie er es, der als Fotograf schon in der halben Welt unterwegs gewesen war, noch nicht gesehen hatte. Unberührt von unserer westlichen Konsumgesell-

schaft, Bewohner, die dem fremden Besucher voller Neugierde und Gastfreundschaft begegneten, kaum Autos, kaum Telefone, südostasiatische Dörfer, Städte und Landschaften wie vor fünfzig oder hundert Jahren. In meinen Ohren klang das wie eine Art Shangri-La, und irgendwann entstand in jenen Stunden mein dringlicher Wunsch, nach Burma zu reisen.

Es war nicht leicht, den *stern* davon zu überzeugen, mich dorthin zu schicken. Damals interessierte sich kein Mensch für die ehemalige britische Kolonie. Nach einem Militärputsch hatte eine Junta aus Generälen 1962 die Macht übernommen und das einst prosperierende Land durch Inkompetenz, Korruption und Misswirtschaft in den Ruin getrieben. Die Oppositionsführerin Aung San Suu Kyi stand unter Hausarrest, Tausende von politischen Gefangenen saßen in Gefängnissen, Proteste von Studenten hatte das Militär 1988 blutig niedergeschlagen, mehrere Tausend Menschen waren dabei ums Leben gekommen. Der Westen reagierte mit Sanktionen. Burma, das auf Befehl der Diktatoren neuerdings Myanmar hieß, war politisch und wirtschaftlich isoliert.

Auch auf der touristischen Weltkarte spielte es keine Rolle. Jahrzehntlang gab es, wenn überhaupt, nur ein Visum für sieben Tage, eine zu kurze Zeitspanne, um ein Land von der Größe Frankreichs zu bereisen. Aber die Regierung hatte 1996 zum Jahr des Tourismus ausgerufen, und ich wollte eine Reportage darüber schreiben, wie sich das weltabgewandte Burma auf den erhofften Besucheransturm vorbereitete.

Der Flug von Bangkok nach Yangon dauerte rund eine Stunde, und ich merkte schon kurz nach meiner Ankunft, dass ich in dieser Zeit um mindestens fünfzig Jahre zurück in die Vergangenheit gereist war.

Auf dem Rollfeld stand kein anderes Flugzeug. Das einstöckige Terminal hatte die Größe eines kleinen Supermarktes. Der Bus, der uns vom Flugzeug zur Ankunftshalle bringen sollte, stand verloren auf dem Rollfeld, eine Tür hing schief in ihren Scharnieren. Das Fahrzeug war kaputt.

Das Gepäckband auch.

Vor dem Ausgang warteten vielleicht zwei Dutzend Taxifahrer auf die wenigen Passagiere. Sie alle trugen weiße Hemden und Longyis, eine Art burmesischen Wickelrock, und lächelten freundlich. Einer von ihnen griff nach meinem Koffer, den ich ihm widerwillig gab. Er führte mich zu seinem Wagen, einem alten, verbeulten Toyota ohne Armaturenbrett. Beim dritten Versuch sprang der Motor an.

Wir fuhren langsam in die Stadt. Es gab kaum Autos oder Ampeln, die meisten Menschen gingen zu Fuß, Kinder spielten auf den Straßen, in Höfen und Gassen brannten Feuer, es wurde gekocht. Es gab keine Werbung, keine Neonreklamen, keine Hochhäuser, nur wenige Geschäfte. Unser Weg führte an alten Teakvillen, Klöstern und Pagoden vorbei. Nichts deutete auf die Welt, aus der ich kam und die doch nur eine Flugstunde entfernt lag. Irgendwann war ich so verwirrt, dass ich den Fahrer fragte, ob es einen McDonald's in der Stadt gäbe.

Er dachte lange nach. Dann drehte er sich um und fragte höflich: »Ist der Herr vielleicht Schotte?«

Wir fuhren an der berühmten Shwedagon-Pagode vorbei, die in der Abendsonne golden glänzte, der Fahrer nahm kurz die Hände vom Lenkrad und verneigte sich.

Es war heiß und feucht. Mit Temperaturen um die 40 Grad Celsius ist der Mai der wärmste Monat in Burma. Mir lief der Schweiß Stirn und Nacken hinunter, das Hemd klebte

mir am Körper. Ich fragte, ob sein Wagen eine Belüftung oder gar Klimaanlage besäße. Ja, selbstverständlich. Ob er sie vielleicht anstellen könnte? Nein, sie war kaputt, bedauerlicherweise.

Irgendwann hielten wir vor einem alten Hotel aus der britischen Kolonialzeit, in dem angeblich bereits George Orwell übernachtet hatte. Es war früher Abend, die Straßen waren voller Menschen, vor vielen Häusern saßen Männer und Frauen auf Hockern und Schemeln, tranken Tee, fächelten sich Luft zu, redeten, lachten. Ich brachte schnell meinen Koffer aufs Zimmer und wollte nichts lieber, als diese fremde, seltsame Stadt erkunden.

Wo immer ich hinkam, empfingen mich die Blicke der Passanten: überrascht, freundlich, neugierig. Hin und wieder wurde ich angesprochen, zumeist von älteren Herren: »Where are you from, Sir?«, wollten sie wissen. Ihr Akzent klang britisch oder indisch.

Ich vermutete, dass sie mir irgendwelche nutzlosen Dinge verkaufen wollten, erwiderte knapp »Germany« und ging weiter, bis ich bemerkte, dass es kaum etwas zu kaufen gab. Die Herren waren nur an einer kleinen Konversation interessiert, erfreut, einen Ausländer zu sehen, mit dem sie Englisch sprechen konnten.

Plötzlich vernahm ich ein lautes, knallendes Geräusch, und es wurde dunkel. Stromausfall. Ein, wie ich schnell lernen sollte, tägliches Ärgernis. Aber die Menschen waren daran gewöhnt und vorbereitet, sie zündeten Kerzen an. Heute springen in diesen Momenten überall Generatoren an, und ihr dumpfes Dröhnen füllt die Straßen, doch damals gab es die Geräte kaum. Innerhalb weniger Minuten war das ganze

Viertel nur von Kerzen beleuchtet. Sie standen auf Fensterbänken, Stufen, Gehwegen und den Tischen der Teehäuser und tauchten die Stadt in ein magisches Licht. Da keine Autos fuhren und es keine Elektrizität gab, vernahm ich kaum andere Geräusche als die menschliche Stimme. Gelächter. Flüstern. Kindergeschrei. Gesang.

Es war der Gesang, der mich am meisten überraschte, und ich folgte den Tönen. Wo immer sie mich hinführten, ob in eine Toreinfahrt, einen Hinterhof oder an das Ufer eines Flusses, entdeckte ich dasselbe Bild: Ein junges Paar saß beieinander, und der Mann sang der Frau Lieder vor. Später sollte ich erfahren, dass das eine burmesische Tradition ist für frischverliebte Paare.

Ich dachte voller Dankbarkeit an Greg.

Am nächsten Tag wanderte ich ziellos und schwitzend durch die Stadt. Nach einer Weile entdeckte ich über einem Hausingang eine vom Regen ausgewaschene Schrift: »Bagan book store – english books«.

Da ich kein Burmesisch sprach und niemanden in der Stadt kannte, hoffte ich auf einen ersten Kontakt und betrat den Laden.

Er war klein, keine zwanzig Quadratmeter, in Holzregalen, die aussahen wie selbst gebaut, stapelten sich alte Bücher fast bis unter die Decke. In der Mitte des Raums hockte ein alter Mann an einem flachen Tisch, über ihm drehte sich träge ein Ventilator. Er trug einen verblichenen Longyi und ein zerlöchertes, weißes Unterhemd. Er blickte auf und fragte, was ich wollte.

Mich mal umschauen, erwiderte ich.

Er nickte und widmete sich wieder seiner Arbeit. Vor ihm

lag aufgeschlagen ein Buch in erbärmlichem Zustand. Die Seiten zerfleddert und voller Löcher. Daneben standen zwei kleine Töpfe, einer war voller winziger Papierschnipsel, der andere enthielt Klebstoff. Der alte Buchhändler fischte mit einer Pinzette einen Schnipsel aus einem der Behälter, tunkte ihn in den Leim und klebte ihn auf eines der Löcher auf der Buchseite. Dann nahm er einen schwarzen Stift und eine Lupe und zog sorgfältig den fehlenden Buchstaben nach. Das Buch war mindestens dreihundert Seiten dick, und er war erst am Anfang. Auf seiner Stirn standen dünne Schweißperlen, die er sich immer wieder mit einem Lappen abwischte. Im Laden war es noch heißer als auf der Straße.

Auf dem Fußboden lagen mehrere Stapel Bücher, alle in ähnlich schlechtem Zustand.

Ich schaute mich in den Regalen um. Dort standen ein paar Dutzend abgegriffene Taschenbücher, Urlaubslektüre, die ihm vermutlich Reisende hinterlassen hatten. Den meisten Platz nahmen Bücher über Burma ein, über die Geschichte und Kultur des Landes, seine Traditionen, seine Kunst, seine Tiere und Pflanzen.

»Suchen Sie etwas Bestimmtes?«

»Nein«, erwiderte ich.

»Sind Sie das erste Mal hier?« Er sprach perfektes Englisch mit britischem Akzent.

»Ja. Woher sprechen Sie so gut Englisch?«, erkundigte ich mich.

»Das habe ich von den Engländern gelernt.« Als er mein Erstaunen bemerkte, fügte er hinzu: »Aber das ist schon lange her.«

Ich betrachtete die aufgeschlagenen Seiten vor ihm. »Was machen Sie da, wenn ich fragen darf?«

»Ich restauriere ein Buch.«

»Wie lange brauchen Sie für einen Band?«

»Zwei bis drei Monate«, erwiderte er.

Ich nickte. Die Hitze ermüdete mich, und ich fragte, ob ich mich für einen Moment setzen dürfte. Er zog einen Hocker heran. Eine Weile beobachtete ich ihn stumm bei der Arbeit.

»Möchten Sie etwas trinken?«, fragte er unvermittelt.

»Sehr gern.«

Der alte Buchhändler erhob sich und verschwand in einem Raum am Ende des Ladens. Kurz darauf kehrte er mit einer Thermoskanne Tee und zwei Bechern zurück. Wir begannen vorsichtig ein Gespräch, unterbrochen von langen Pausen, das sich über die folgenden Tage fortsetzte. Jeden Nachmittag ging ich bei ihm vorbei und blieb bei jedem Besuch etwas länger, während er mir vom Schicksal seiner Familie berichtete. Sie hatten früher zu den Wohlhabenden und Gebildeten im Land gehört. Nach dem Militärputsch 1962 und der anschließenden Diktatur hatten sie alles verloren – bis auf die Bücher. »Soldaten interessieren sich nur selten für Literatur«, sagte er mit einem kurzen Lächeln. »Glücklicherweise.«

Um die Bücher vor dem Verfall zu bewahren, restaurierte er sie, kopierte und band sie und verkaufte diese Kopien an einige der seltenen Touristen, Diplomaten oder Geschäftsleute, die es in jenen Jahren nach Burma verschlug. Aber eigentlich fühlte er sich mehr wie der Hüter eines Schatzes, den er für die folgenden Generationen bewahren wollte. Er deutete auf ein kleines Mädchen, das auf der Straße spielte, hin und wieder durch den Laden rannte und in der dahinterliegenden Wohnung verschwand. Es war seine Enkelin.

»Wenn ich mich nicht um die Bücher kümmere, wird sie nie in der Lage sein, sie zu lesen.«

Je länger wir uns unterhielten, je mehr ich durch Yangon streifte, umso intensiver begann ich mich für sein Land und dessen Geschichte zu interessieren.

Als es an der Zeit war, weiter in den Norden zu reisen, überreichte er mir zum Abschied ein Geschenk. Ein Buch, das er selber restauriert, kopiert und gebunden hatte. Ich sei ein ausgesprochen neugieriger Mensch und hätte so viele Fragen über Burma, auf einige von ihnen würde ich in diesem Buch Antworten finden.

Ich war dankbar und gerührt. Vorsichtig schlug ich die ersten Seiten auf. »The Soul of a People«, Die Seele eines Volkes, lautete der Titel. Publiziert in London 1902. Als Korrespondent hatte ich normalerweise nicht die Zeit, Bücher zu lesen, die vor hundert Jahren erschienen waren. Ein wenig enttäuscht klappte ich es wieder zu.

»Herzlichen Dank«, sagte ich. »Aber es ist ja schon ein bisschen alt.«

Er legte nachdenklich die Stirn in Falten, als wäre ihm diese Tatsache noch gar nicht aufgefallen. »Das stimmt«, antwortete er nach einer Pause. »Aber es macht nichts. Die Seele eines Volkes ändert sich nicht so schnell.«

Am späten Nachmittag stand ich mit Hunderten von anderen Reisenden am Hauptbahnhof von Yangon, einem imposanten Gebäude aus den Fünfzigerjahren, erbaut in traditionellem burmesischen Stil. Ich wollte mit der Bahn ins gut sechshundert Kilometer entfernte Mandalay reisen. Der »Nachtzug nach Mandalay« klang verheißungsvoll und romantisch, er sollte laut Fahrplan vierzehn Stunden brau-

chen. Eher sechzehn, hatte mich der Buchhändler gewarnt. Oder achtzehn. Oder vierundzwanzig. Je nach Zustand der Strecke, den Launen des Wetters und diversen anderen schwer zu kalkulierenden Faktoren.

Wir verließen den Bahnhof pünktlich am frühen Abend, und die ersten zwei, drei Stunden gehörten zu den schönsten, die ich je in einem Zug verbracht habe. Wir rumpelten mit zwanzig, dreißig Kilometern pro Stunde, oft aber auch in Schrittgeschwindigkeit, über die Schienen. Warme Luft wehte durch die offenen Fenster herein. Fliegende Händler liefen nebenher, sprangen auf, gingen durch die Waggons und verkauften Currys, Tee oder Suppen in Plastiktüten, Obst, Kekse, Wasser. Irgendwann sprangen sie einfach wieder ab.

Draußen zog eine asiatische Bilderbuchlandschaft vorbei. Reisfelder, kleine Flüsse, Kinder, die auf Wasserbüffeln ritten. Hinter Palmen ging die Sonne unter.

Es war die ideale Geschwindigkeit für die menschlichen Sinne. Ich hörte die Stimmen der spielenden Kinder. Der Geruch von brennenden Lagerfeuern, auf denen Abendessen zubereitet wurde, zog durch die Waggons. Näherten wir uns einem Fluss, kühlte die Luft ab, nur einen Hauch und doch spürbar.

Aber dann wurde es dunkel, und es gab nichts mehr zu sehen. Die Holzbank, auf der ich saß, wurde mit jeder Stunde härter, es blieb unerträglich heiß und feucht. An Schlaf war nicht zu denken. Nach zehn Stunden war ich völlig erschöpft, nach zwölf Stunden wollte ich nur noch raus aus dem »Nachtzug nach Mandalay«.

Beim nächsten Halt nahm ich meinen Rucksack und stieg aus. Im Morgengrauen stand ich auf dem Bahnhof von